

Ungehaltene Predigt zum Sonntag Judica, 29.03.2020

„Bleiben Sie zuhause“ – wohl keinen anderen Satz hört man in diesen Tagen häufiger als diesen, liebe Gemeinde.

Um die Ausbreitung der Corona-Pandemie zu verlangsamen, um Ansteckungen, wo es geht, zu vermeiden, steht die ganze Welt gewissermaßen unter Hausarrest. Und wohl denen, die in diesen Tagen ein Zuhause haben, in dem sie bleiben können. Wohin gehen aber die Obdachlosen? Und wohl denen, die nicht allein sind zuhause. Denn was ist mit den Alten, den Verwitweten, den Singles?

Als Kirchengemeinde fragen wir uns außerdem: „Wo hat unser Glaube sein Zuhause?“ Gottesdienste können wir keine feiern. Unter Wort und Sakrament können wir uns nicht versammeln. An dem, was unsere Gemeinschaft als Christen begründet, können wir nicht teilhaben, wenn wir Gemeinschaft auf Distanz leben müssen und wenn das Brot des Lebens und der Kelch des Heils nicht geteilt werden können.

Hat unser Glaube noch ein Zuhause? Hat Gott ein Zuhause in unserer Welt?

Unser Predigttext für den Sonntag Judica aus dem 13. Kapitel des Hebräerbriefs scheint von der Heimat – und Ortlosigkeit unserer christlichen Existenz auszugehen. Er stellt uns Glauben gewissermaßen vor als Utopie:

Auch Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.

So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

So lasst uns nun durch ihn Gott allezeit das Lobopfer darbringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen.

Gutes zu tun und mit andern zu teilen vergesst nicht; denn solche Opfer gefallen Gott.

Bilder einer Wüstenlandschaft lässt dieser Text vor meinen Augen entstehen. Bilder von heimatlosen Nomaden, die unterwegs sind zu einem Ziel, von dem sie nicht wissen, wann sie es erreichen werden. Ja, ob sie es überhaupt erreichen werden. Migranten in Zelten sehe ich. Und Menschen, die fernab jeder Heimat gestrandet sind.

Und genau das führt der Hebräerbrief seinen Lesern vor Augen: Das Beispiel des wandernden Gottesvolkes in der Wüste. Das Beispiel Israels, das ausgezogen ist aus der ägyptischen Sklaverei, aber noch nicht angekommen ist im Gelobten Land. Heimatlos. Ortlos. Und bedrängt von der Sorge, das Gelobte Land könnte am Ende nichts weiter sein als eine Utopie.

Das stellt der Hebräerbrief seinen Lesern in Zeiten großer Bedrängnis, in Zeiten der Christenverfolgung als ein Trostbild vor Augen.

Was aber ist das Tröstliche daran? Was lässt auch uns nicht verzagen in der Utopie der christlichen Existenz?

Drei Anhaltspunkte gibt uns der Abschnitt aus dem Hebräerbrief:

Die Schmach des Gekreuzigten mittragen ist das Erste. Und das Zweite ist das Unterwegssein in die Zukunft. Und drittens schließlich das Lob Gottes und die gelebte Nächstenliebe auf dem Weg.

Zum ersten:

Auch Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor.

So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.

„Auch Jesus“, sagt der Hebräerbrief. Das heißt, Jesus hat mitgelitten mit denen, die heimatlos, ortlos gewesen sind. „Draußen vor dem Tor“ hat er sich geopfert.

Der Ort seiner Kreuzigung, Golgatha, lag vor den Stadtmauern des damaligen Jerusalems. In der Stadt war kein Platz für ihn. Niemand sollte mit ihm in Berührung kommen.

Doch gerade so brachte er die Menschen mit Gott in Berührung. Ganz auf Distanz. Ganz ausgegrenzt. Denn so besang schon Jesaja den Gottesknecht: *Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn für nichts geachtet. Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.*

Liebe Gemeinde,

Unser Herr Jesus Christus hatte „keinen Ort“ in dieser Welt. Bei seiner Geburt nicht. Und bei seinem Tod erst recht nicht. Niemand hätte ausgerechnet in ihm den Gott mit uns erkannt. Zumindest niemand, der ein Zuhause hatte für sich und seinen Glauben.

Und war er bis kurz vor seiner Kreuzigung noch für seine Jünger der Ort der Gegenwart Gottes – in Getsemane ließen sie ihn allein. Wurden irre an ihm. Ließen ihn alleine seine Schmach tragen. Selbst der Mutigste, Petrus. Verleugnet hat er ihn. Vielleicht nicht aus Feigheit. Aber doch, um sich selbst zu retten, als er einsehen musste, dass er Jesus nicht mehr retten konnte.

Wenn also der Hebräerbrief dazu auffordert: *So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen.* – dann nur deshalb, weil Gott sich selbst verortet hat in dem Mann am Kreuz. Weil Gott ihn mit der Auferweckung von den Toten ins Recht gesetzt hat. Und weil er ihn, den Heimatlosen und Ortlosen, zum Ort seiner Gegenwart gemacht hat.

Liebe Gemeinde, Jesus selbst, der ort – und heimatlose Mann am Kreuz, ist der Ort unseres Glaubens und unserer christlichen Existenz. Vielleicht müssen wir das in diesen Tagen der Coronakrise neu durchbuchstabieren. Jetzt, wo der Virus der ganzen Welt die Dornenkrone aufgesetzt hat. Jetzt, wo weltweit die Orte seiner Gegenwart geschlossen bleiben, Synagogen, Kirchen, Moscheen. Nirgendwo kann derzeit Gemeinschaft der Glaubenden gefeiert werden. Nirgendwo können Christen Brot und Wein, die Ortsmarken seiner Gegenwart teilen.

Doch weil es Ostern gegeben hat, weil Gott sich in dem Gekreuzigten selbst verortet hat, ist unser Glaube auch jetzt nicht heimatlos. In sein Gegenteil verborgen ist Gott derzeit überall als der Gekreuzigte gegenwärtig, an dem nirgendwo derzeit die Seinen sichtbar teilhaben können. Und darum wird es dennoch wieder Ostern geben. Darum wird der Ostersieg Jesu auch die Pandemie besiegen. Wir wissen noch nicht wann das sein wird. Doch wenn es sein wird, dann ist Ostern.

Auf diese Zukunft leben wir hin, in der Zeit. Und in Ewigkeit. Das ist das Zweite:

wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Bilder von der Wüste, vom Zeltlager heimatloser Migrantinnen und Nomaden zeichnet uns der Hebräerbrief vor Augen. Aus Ägypten befreit sind die Israeliten. Und noch nicht im Gelobten Land. Vom ewigen Tod errettet sind wir. Und doch noch nicht am Ziel und Ort von Gottes ewiger Gegenwart.

„Wo ist Gott?“ so hatten die Israeliten gefragt. „Wo ist er bei uns, mit uns?“

Unbehaust in der Wüste, die alte Heimat verloren, das Ziel der neuen Heimat noch nicht erreicht, da kann man sich das schon fragen. Wo ist Gott? Wo hat er seinen Ort?

Im Judentum gilt – wegen des 2. Gebotes – der Name Gottes als so heilig, dass man, um ihn nur ja nicht, auch nur versehentlich nicht, für Nichtiges missbraucht, überhaupt nicht ausspricht. Man umschreibt ihn. Mit „heShem“ – der Name. Mit „adonai“ – der Erhabene. Oder auch mit „HaMakom“ – der Ort.

In Feuer – und Wolkensäule zieht Gott mit seinem Volk von Ägypten ins Gelobte Land. Er ist da. Und hat doch keinen festen Ort in seinem Volk. Das Zelt der Begegnung mit ihm – von Luther „Stiftshütte“ genannt – muss Mose weit draußen vor dem Zeltlager Israels errichten lassen. Sie können das in der Bibel nachlesen, in der Alttestamentlichen Lesung für den Sonntag Judica. Sie steht im 2. Buch Mose, Kapitel 33, 1-11.

Gott hat keinen festen Ort. Und gibt dennoch seinem Volk einen Ort, an dem er sich finden lässt.

Im Talmud wird ein weiser Rabbi namens Jizchak sehr viel später sagen:

„Die Wohnung des uralten Gottes – da wissen wir nicht, ob Gott die Wohnung der Welt ist, oder ob die Welt die Wohnung Gottes ist. Da es aber Psalm 90, 1 heißt: *Ewiger, du bist uns Wohnung von Geschlecht zu Geschlecht*, so geht daraus hervor, dass Gott die Wohnung der Welt ist und nicht die Welt die Wohnung Gottes.“

Gott ist utopisch. Und er ist dennoch Zufluchtsort.

Ob nun in dem vertrauten Kirchenraum, wenn wir ihn in diesen schweren Tagen alleine aufsuchen für ein stilles Gebet, oder zuhause, allein und einsam wie die Mönche beschaulicher Orden in ihrer Zelle – Gott will uns begegnen, auch in diesen Tagen.

Zwar hat unsere Gemeinschaft und unsere christliche Existenz keinen Ort, aber Gott gibt ihr ihren bleibenden Ort in sich.

So kann, wenn auch anders und ungewohnt, der Gottesdienst weiter gehen. Das ist das Dritte.

*So lasst uns nun durch ihn Gott allezeit das Lobopfer darbringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. **Gutes zu tun und mit andern zu teilen vergesst nicht; denn solche Opfer gefallen Gott.***

Gott loben und unseren Nächsten Gutes tun – das geht auch in Zeiten von Covid 19.

Wir können – so wie viele das ja auch schon vorher taten – am Sonntagvormittag die Gottesdienste in Rundfunk und Fernsehen anhören und ansehen. Eine Notlösung sicher, nicht nur in Zeiten der Pandemie, sondern auch, wenn jemand krank ist oder im Rollstuhl sitzt und ohne fremde Hilfe das Haus nicht verlassen kann. Eine Notlösung, weil sie keine echte Gemeinschaft vermittelt. Und weil wir Christi Gegenwart im Sakrament uns nicht schenken lassen können. Aber eine Notlösung auch, die zeigt: Gott ist nicht ortlos in dieser Welt. Er gibt allen, die ihn suchen, einen Ort in sich.

Und vielleicht ist im Augenblick das, was im Gottesdienst vom Altar ausgeht, vielleicht ist der alltägliche Gottesdienst im Dienst am Nächsten im Augenblick das Wichtigere.

Es gibt so viele Beispiele gelebter Nächstenliebe in diesen Tagen – auch auf Distanz.

Nicht nur in den Krankenhäusern, wo die Ärzte und das Pflegepersonal unzählige Überstunden leisten. Und auch nicht nur dann, wenn die einzelnen Staaten der Europäischen Union ihre ganzen nationalen Egoismen wieder vergessen und einander in dieser Krise Hilfen geben.

Nein, gerade jeder und jede Einzelne kann unter Achtung aller Regeln der Kontaktvermeidung Gutes tun:

Da kaufen junge Menschen ein für Menschen, die in Quarantäne sind. Und für Nachbarinnen und Nachbarn, die wegen ihres Alters und auf Grund von Vorerkrankungen besonders gefährdet sind.

Da werden Hersteller von Unterwäsche, für die es gerade keinen Markt gibt, erfinderisch und nähen Mundschutzmasken. Autozulieferer bauen Beatmungsgeräte.

All das sind „Opfer, die Gott gefallen“.

Ja, wir bringen Opfer für Gott in diesen Tagen, wo wir zuhause bleiben müssen.

Aber Opfer nicht im Üblichen Sinne. Nicht im Verzicht auf etwas Liebgewordenes. Nicht, indem wir uns in die Opferrolle begeben und uns willig in eine Gottesferne fügen, die uns als vermeintliche Strafe Gottes auferlegt sein soll.

Das ist völliger Unsinn.

Denn Opfer meint in der Sprache der Bibel nicht Hergeben, meint nicht sich selbst aufopfern und auf alle Bedürfnisse verzichten.

Nein, das biblische Wort für Opfer heißt „qorban“. Und dieses Wort kommt – ihr hört es vielleicht am Gleichklang der Worte – von „qarob“. Und das heißt Nähe. Darum übersetzt Martin Buber das Wort „qorban“- nicht mit „Opfer“ wie Martin Luther. Sondern mit „Nahung“

Was wir als Gottesferne erleben, das wird durch Opfer überwunden.
Durch Opfer, die Gott loben und dem Nächsten Gutes tun. Denn das gibt Gott einen Ort unter uns.
Dem Gott, in dem wir unseren Ort schon lange haben.
Auch wenn wir auf vieles verzichten müssen, auch wenn unsere Freiheit drastisch eingeschränkt ist –
in Gott sind wir zuhause um Jesu willen. Auch, wenn wir zuhause bleiben müssen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in
Christus Jesus.

Amen